

Ein König – viele Wege zum Bücherwissen.

Die Göttinger Universitätsbibliothek im Kontext der deutschen und britischen Bibliothekslandschaften 1734–1820

WILFRIED ENDERLE

Im ersten Kapitel von Jürgen Osterhammels „Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts“, in dem er über Erinnerungshorte, Wissensschätze und Speichermedien schreibt, stößt man – nur auf den ersten Blick etwas überraschend – auch auf die Bibliothek der Universität Göttingen. Diese galt im 18. Jahrhundert, wie Osterhammel lakonisch bemerkte, „eine Weile [...] als die am besten organisierte Bibliothek der Welt.“¹ Nicht ihren Bestand, ihre Größe oder den Besitz besonders wertvoller Handschriften und alter Drucke hob Osterhammel hervor, sondern den banalen Aspekt der guten Organisation – und implizit die gute Benutzbarkeit der Göttinger Bibliothek. Damit steht er freilich in einer langen Tradition. Bereits 1765 hat Johann Stephan Pütter in seinem „Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen“ betont, *daß auch die Einrichtung und Ordnung einen der wesentlichsten und seltensten Vorzüge dieser Bibliothek ausmacht.*² Und in dasselbe Horn stieß 1802 Ernst Brandes: *Eben so allgemein bekannt ist es, daß die Göttingische Bibliothek die gemeinnützigste und die am meisten benutzte Bibliothek in der Welt ist.*³ Drei Zitate, drei Superlative – das ist das Bild, das sowohl die zeitgenössischen Göttinger Gelehrten als auch die Historiker von der Göttinger Bibliothek im 18. Jahrhundert vermitteln.

Nur wenige Jahrzehnte nach ihrer Gründung war es der Universität ganz offensichtlich gelungen, ihre Büchersammlung im Bewusstsein der gebildeten Zeitgenossen zu einem Ereignis von gleichsam europäischem Rang zu stilisieren. Schon 1787 hatte ein anonymen Autor im „Journal aller Journale“ einen Brief aus Göttingen veröffentlicht, in dem zu lesen war: *In einer Beschreibung der göttingischen Universität*

1 Jürgen Osterhammel, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, S. 34.

2 Johann Stephan Pütter, Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Erster Theil, Göttingen 1765, S. 220.

3 E[rnst] Brandes, Ueber den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen, Göttingen 1802, S. 196.

muß man, glaube ich, bei der Bibliothek anfangen, als welche das Hauptrad ist, die die ganze Maschine treibt.⁴ Aus Briefen, Reisebeschreibungen oder Journalen, insbesondere in den Jahrzehnten nach 1780, könnte man unschwer noch weitere, ähnliche Äußerungen zitieren.⁵ Dabei dürfte das Geschick, mit dem die zeitgenössische Öffentlichkeitsarbeit der Göttinger Universität die Werbetrommel rührte, eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt haben. Nicht ohne Grund hat Wolfgang Schmitz vor einigen Jahren einen Aufsatz unter dem Titel publiziert: „Ein wenig Pralerey und Charlatanerie.“ Die propagandistische Selbstdarstellung der Universität Göttingen und ihrer Bibliothek in der Ära Münchhausen.⁶ Pütter hatte mit seiner bereits erwähnten Beschreibung der Universität, die vom Kurator der Universität, Gerlach Adolph von Münchhausen, bewusst als Werbeschrift für die Universität angeregt worden war,⁷ den ersten großen Aufschlag gemacht. 1788 folgte bereits die zweite, aktualisierte Auflage.⁸ 1804 publizierte der Göttinger Gelehrte Christoph Meiners in den „Göttingischen akademischen Annalen“ eine erste Geschichte der Universitätsbibliothek.⁹ Und 1810, zwei Jahre vor seinem Tod, schrieb Christian Gottlob Heyne, Direktor der Bibliothek von 1764 bis 1812, für die „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ einen Beitrag, in dem er die Konzeption der Göttinger Universitätsbibliothek erläuterte und der rasch gleichsam kanonischen Charakter erhielt.¹⁰ Pütter, Meiners und insbesondere Heyne haben mit ihren Arbeiten und der darin postulierten Ex-

4 Briefe aus Göttingen, in: Journal aller Journale, Juni 1787, S. 125.

5 Vgl. Wilhelm Ebel, Briefe über Göttingen. Aus den ersten 150 Jahren der Georgia Augusta, Göttingen 1975, S. 39, 68f., 80 und 84; István Futaky (Hg.), „Selige Tage im Musensitz Göttingen“. Stadt und Universität in ungarischen Berichten aus dem 18. und 19. Jahrhundert, Göttingen 1991, S. 44ff.; Anne Saada, La communication à l'intérieur de la République des Lettres observée à partir de la bibliothèque universitaire de Göttingen, in: Ulrich Johannes Schneider (Hg.), Kultur der Kommunikation. Die europäische Gelehrtenrepublik im Zeitalter von Leibniz und Lessing, Wolfenbütteler Forschungen 109, Wiesbaden 2005, S. 243–254, hier S. 243, verweist auf Erwähnungen in zeitgenössischen französischsprachigen Journalen. Auch Friedrich Gedeke betonte 1789, dass die *Universität einen großen Theil ihrer Celebrität* der Bibliothek zu verdanken habe; nach Hartmut Boockmann (Hg.), Mehr als irgend eine andere in Deutschland bekannt. Die Göttinger Universität im Bericht des „Universitätsbereisers“ Friedrich Gedike aus dem Jahr 1789, Göttingen 1996, S. 22.

6 Wolfgang Schmitz, „Ein wenig Pralerey und Charlatanerie“. Die propagandistische Selbstdarstellung der Universität Göttingen und ihrer Bibliothek in der Ära Münchhausen, in: Bibliothek und Wissenschaft (41) 2008, S. 17–43.

7 Dass Münchhausen diese Publikation angeregt hatte, behauptet Pütter in seiner Autobiographie; vgl. Johann Stephan Pütter, Selbstbiographie zur dankbaren Jubelfeier seiner 50jährigen Professorstelle in Göttingen, Bd. 2, Göttingen 1798, S. 464.

8 Pütter, Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte. Zweyter Theil von 1765 bis 1788, Göttingen 1788.

9 Beyträge zur Geschichte unserer Universitäts-Bibliothek, in: C[hristoph] Meiners (Hg.), Göttingische Akademische Annalen, Bd. 1, Hannover 1804, S. 1–96.

10 Göttingische Gelehrte Anzeigen, 31. Mai 1810, S. 849–855. Auch in: Karl Julius Hartmann (Hg.), Vier Dokumente zur Geschichte der Universitäts-Bibliothek Göttingen (Chr. G. Heyne 1768. 1810. Jakob Grimm 1829. 1833), Hainbergschriften 4, Göttingen 1937, S. 14–18.

zeptionalität der Göttinger Bibliothek ein Interpretationsgerüst aufgebaut, das bis heute den Diskurs über die Bibliothek trägt. So war, um nur ein Beispiel aus der neueren Forschung zu nennen, für Bernhard Fabian „die Konzeption der Bibliothek [...] so neu und umwälzend [...], daß im historischen Rückblick mit der Gründung der Göttinger Bibliothek ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Bibliotheken begann.“ Die Göttinger Bibliothek war für ihn „die erste wissenschaftliche Universalbibliothek der Welt“.¹¹ Auch andere Bibliotheken haben im 18. Jahrhundert versucht, die gelehrte Öffentlichkeit auf sich aufmerksam zu machen, sei es über den Druck ihrer Kataloge oder andere Publikationen. Keiner ist es aber gelungen, in der öffentlichen Wahrnehmung den Eindruck ihrer Singularität, ihrer Ausnahmefunktion im Vergleich zu anderen Bibliotheken so zu verankern wie der Universitätsbibliothek Göttingen.

Dass die Bibliothek im 18. Jahrhundert zu einem Alleinstellungsmerkmal Göttingens unter den europäischen Universitäten stilisiert werden konnte, hatte freilich ein fundamentum in re. Denn der Aufbau der Göttinger Universitätsbibliothek im 18. Jahrhundert war in der Tat eine in vielerlei Hinsicht erstaunliche, fast phänomenale Geschichte. Bereits um 1760, nur knapp drei Jahrzehnte nach ihrer Gründung, zählte der Bestand über 50.000 Bände, um 1800 dürften es bereits ca. 130.000 Bände gewesen sein.¹² Die Göttinger Bibliothek war damit als einzige deutsche Universitätsbibliothek in die Liga der großen europäischen Bibliotheken aufgestiegen. Erstaunlich ist diese Geschichte, weil universitäre Büchersammlungen noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Regel klein waren und einige tausend Bände oft nicht überschritten.¹³ Verwaltet wurden sie im Nebenamt von einem Professor. Der Etat war gering und bestand häufig nur aus einem Teil der Gebühren, die die Studenten bei der Einschreibung oder bei Prüfungen zu entrichten hatte.

11 Bernhard Fabian, Die Göttinger Universitätsbibliothek im 18. Jahrhundert, in: Göttinger Jahrbuch 1980, S. 110. Vgl. auch Ders., Göttingen als Forschungsbibliothek im 18. Jahrhundert, in: Paul Raabe (Hg.), Öffentliche und private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten?, Wolfenbütteler Forschungen 2, Bremen / Wolfenbüttel 1977, S. 209–240.

12 Zur Geschichte der Universitätsbibliothek Göttingen im 18. Jahrhundert ist immer noch grundlegend: Karl Julius Hartmann / Hans Füchsel (Hg.), Die Geschichte der Universitäts-Bibliothek Göttingen, verfaßt von Göttinger Bibliothekaren, Göttingen 1937; vgl. ferner Christine Kind-Dörne, Die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Ihre Bestände und Einrichtungen in Geschichte und Gegenwart, Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 22, Wiesbaden 1986; Helmut Kind, Die Bestände der Göttinger Universitätsbibliothek im 18. Jahrhundert, in: Göttinger Jahrbuch 1987, S. 157–166.

13 So auch noch Manfred Komorowski, Bibliotheken, in: Ulrich Rasche (Hg.), Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Typen, Bestände, Forschungsperspektiven, Wolfenbütteler Forschungen 128, Wiesbaden 2011, S. 57f. Eine neuere Gesamtdarstellung zur Geschichte der Universitätsbibliotheken in Deutschland im 18. Jahrhundert ist ein Desiderat. Hugo Kunoff, The Foundations of the German Academic Library, Chicago 1982, bietet diese nicht. Vgl. daher das einschlägige Kapitel bei Ladislaus Buzas, Deutsche Bibliotheksgeschichte der Neuzeit (1500–1800), Elemente des Buch- und Bibliothekswesens 2, Wiesbaden 1976, S. 32–47.

Dass Bibliotheken an Universitäten in der Frühen Neuzeit keine große Rolle spielten, ist nur aus heutiger Sicht erstaunlich. Die Professoren brauchten sie nicht, denn es war Usus, dass sie für ihr gelehrtes Werkzeug selbst sorgten. Mit anderen Worten, jeder Professor besaß zumeist eine umfangreiche eigene Bibliothek, ja, er musste eine eigene Bibliothek besitzen, um überhaupt arbeitsfähig zu sein, da sich in der Regel die Bibliothek seiner Universität darauf beschränkte, nur teure und wertvolle Werke zu sammeln, die sich die Gelehrten vor Ort nicht selber leisten konnten.¹⁴ Auch in Göttingen war man bei der Gründung der Universität noch von diesen Prinzipien der nebenamtlichen Verwaltung, der Finanzierung über Gebühren und der Beschaffung ausgewählter teurer Werke ausgegangen.¹⁵ Und diese Prinzipien funktionierten auch – in Göttingen wie andernorts. Um 1800 betrug der Bestand der Göttinger Professorenbibliotheken zusammen über 200.000 Bände,¹⁶ von der Universität in Königsberg ist die Zahl von 100.000 Bänden überliefert;¹⁷ und man kann davon ausgehen, dass es an anderen Universitäten im Reich – je nach Größe – ähnlich ausgesehen haben dürfte.

Wie kann man vor diesem Hintergrund den Aufbruch der Göttinger Bibliothek erklären? Wie ihre von der Forschung bislang postulierte singuläre Rolle? Die bisherige Forschung hat – völlig zu Recht – auf die besondere Rolle des Kurators Münchhausen sowie das neue Wissenschaftskonzept der Universität selbst verwiesen, das die eigene Forschung der Professoren in den Mittelpunkt rückte.¹⁸ Bernhard Fabian hat in einem die Forschung bis heute maßgeblich bestimmenden Aufsatz die Bedeutung der Entwicklung der Wissenschaft und des gelehrten Publikationswesens, vor allem auch des Aufschwungs gelehrter Zeitschriften, in den Jahrzehnten nach 1700 betont.¹⁹ Dazu

14 Paul Raabe, Gelehrtenbibliotheken im Zeitalter der Aufklärung, in: Werner Arnold / Peter Vodosek (Hg.) Bibliotheken und Aufklärung, Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 14, Wiesbaden 1988, S. 103–122.

15 Emil F. Rössler, Die Gründung der Universität Göttingen. Eine Sammlung bisher ungedruckter Entwürfe, Berichte und Briefe von G. A. v. Münchhausen, J. L. v. Mosheim, Alb. v. Haller, G. C. Gebauer, J. H. Böhmer und anderen Zeitgenossen. Zur Geschichte des deutschen wissenschaftlichen Lebens im XVIII. Jahrhundert, Göttingen 1855, S. 11: 1732 wurde geplant, daß jeder Student bei der Inschriftion einen halben Taler der Bibliothek verehren solle und damit *kan selbige nach und nach schon in guten Stand kommen*. Nach ebd., S. 485, vertrat Gruber 1734 noch das Prinzip, dass die Universitätsbibliothek vor allem teure Bücher erwerben soll. Vgl. auch Meiners, Beyträge, 1804 (wie Anm. 9), S. 22ff., wonach bis 1748 der reguläre Etat nur 250 Taler betrug.

16 Gerhard Streich, Die Privatbibliothek als Handwerkszeug des Gelehrten im 18. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel Göttingens, in: Paul Raabe (Hg.), Öffentliche und private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten?, Wolfenbütteler Forschungen 2, Bremen / Wolfenbüttel 1977, S. 241–299, hier S. 253.

17 Komorowski, 2011 (wie Anm. 13), S. 58.

18 So vor allem Georg Leyh, Die deutschen Bibliotheken von der Aufklärung bis zur Gegenwart, in: Ders. (Hg.), Handbuch der Bibliothekswissenschaft, Bd. 3.2, Wiesbaden 21957, S. 116ff.; vgl. auch Ders., Die Göttinger Bibliothek in den Grundzügen ihrer Entwicklung, in: Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteks- väsen, 36 (1949), S. 69–89.

19 Fabian, 1977 (wie Anm. 11), S. 211f.

kam in dieser Zeit, worauf Martin Gierl hinwies, der Boom der Literärsgeschichte, der *historia literaria*, der natürlich bei der Konzeption einer neuen Universität eine Rolle spielen musste und dies in Göttingen auch tat.²⁰ Vom Thema der Erschließung des Wissens und der Erarbeitung neuen Wissens als zentralem Modernitätskriterium für die neue Universität in Göttingen ausgehend, sieht Anne Saada die Bibliothek als einen Baustein eines rational kalkulierten Gesamtkonzepts, bestehend aus der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaft, der Universität, den „Göttingischen Anzeigen gelehrter Sachen“ und der Bibliothek²¹ – ein schon von Heyne 1810 formuliertes Argument, das auch Reimer Eck in den Vordergrund rückte.²² Es fällt indes auf, dass der bibliothekshistorische Kontext kaum zur Erklärung herangezogen wurde. Bei der Herausstellung der Singularität der Göttinger Bibliothek wurde zumeist nur der Vergleich zu anderen Universitäten gezogen. Gerne wurde dabei auf Halle verwiesen, das 1694, also nur wenige Jahrzehnte vor Göttingen gegründet wurde, und wo die Bibliothek noch 1760 nur einige wenige tausend Bände umfasste; oder auf die Universitätsbibliothek Cambridge, die um 1750 erst 30.000 Bände gezählt haben soll.²³ Damit bleibt man freilich einer erst im Laufe des 19. Jahrhunderts geläufigen Typisierung wissenschaftlicher Bibliotheken verhaftet, die den Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts noch eher fremd gewesen war. Denn die zeitgenössische Bibliothekstheorie unterschied damals nur zwischen zwei Typen von Bibliotheken: der *bibliotheca privata* und der *bibliotheca publica*.²⁴ *Oeffentliche Bibliotheken nenne ich diejenigen, die grosse Her-*

20 Martin Gierl, Bestandsaufnahme im gelehrten Bereich. Zur Entwicklung der „Historia literaria“ im 18. Jahrhundert, in: Klaus Anselm Vogel (Hg.), Denkhorizonte und Handlungsspielräume. Historische Studien für Rudolf Vierhaus zum 70. Geburtstag, Göttingen 1992, S. 76ff.; Ders., Bauen an der festen Burg der Aufklärung. Historia literaria von Heumann bis Eichhorn und die Göttinger Universität als reale und fiktive Bibliothek, in: Hans Erich Bödeker / Anne Saada (Hg.), Bibliothek als Archiv, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 221, Göttingen 2007, S. 281–296.

21 Anne Saada, La construction du réseau universitaire de Göttingen. Un observatoire exemplaire pour les circulations internationales, in: Pierre-Yves Beaurepaire / Pierrick Purchase (Hg.), Les Circulations internationales en Europe, années 1680–années 1780, Rennes 2010, S. 349–360, hier S. 352; Dies., Économie institutionnelle. Consommation et production culturelles à la bibliothèque universitaire de Göttingen au XVIIIe siècle, in: Vincent Milliot / Philippe Minard / Michel Porret (Hg.), La Grande Chevauchée. Faire de l’histoire avec Daniel Roche, Genf 2011, S. 395–413.

22 Reimer Eck, Das magische Dreieck. Gelehrte Zeitung, Bibliothek und Societät, in: Norbert Elsner / Nicolaas A. Rupke (Hg.), Albrecht von Haller im Göttingen der Aufklärung, Göttingen 2009, S. 167–182.

23 So auch noch Saada, 2011 (wie Anm. 21), S. 395, wobei sie dieses Argument übernimmt von: Heinz-Joachim Müllenbrock / Theodor Wolpers, Englische Literatur in der Göttinger Universitätsbibliothek des 18. Jahrhunderts, Arbeiten aus der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 14b, Göttingen 1988, S. 12.

24 So zum Beispiel bereits 1688 Daniel Morhof. Vgl. Colette Nativel, *Bibliotheca* selon Morhof, in: Marc Fumaroli / Marianne Lion-Violet (Hg.), Les premiers siècles de la République européenne des Lettres. Actes du colloque international, Paris, Décembre 2001, Collections La République européenne des lettres, La République européenne des arts 100, Paris 2005, S. 428–448, hier S. 433.

ren, Städte, Universitäten, Gymnasia, oder gelehrte Gesellschaften errichtet haben²⁵, kann man in Johann David Köhlers 1762 posthum veröffentlichter Anweisung für reisende Gelehrte lesen.

Im Folgenden soll daher versucht werden, die Entwicklung der Göttinger Bibliothek in diesen breiteren Kontext der *bibliotheca publica*, so wie Köhler sie definiert hat, zu stellen. In einem ersten Schritt soll die Aufbauphase der Göttinger Bibliothek von 1734 bis 1770 mit dem zeitgleich stattfindenden Aufbau der Bibliothek des Grafen Heinrich von Büнау in Dresden kontrastiert werden (1), um dann überzugehen auf die Entwicklung ‚großer Bibliotheken‘ im 18. Jahrhundert (2) mit einem kurzen Exkurs zur ‚welfischen Bibliothekspolitik‘ (3). Abschließend soll auf die von 1770 bis in die 1820er Jahre dauernde Blütezeit der Universitätsbibliothek Göttingen, die grob der Amtszeit von Heyne entspricht, im Kontext der Entwicklungen an anderen Universitäten eingegangen werden (4).

I. Die Gründungsphase der Universitätsbibliothek Göttingen 1734–1770 im Vergleich mit dem Aufbau der Bünauschen Bibliothek in Dresden

Als 1761 Johann Matthias Gesner, erster Professor für Eloquenz und erster Bibliothekar der Universität Göttingen starb, war innerhalb von 27 Jahren eine große Bibliothek von 50.000 Bänden aufgebaut worden. Eine Bibliothek, deren Ruhm sich in der gelehrten Welt in den folgenden Jahrzehnten rasch etablieren sollte. Genau zur selben Zeit hatte in Dresden Heinrich Graf von Büнау eine große Gelehrtenbibliothek begründet, die bei seinem Tod 1763 42.000 Bände zählte, also fast so groß war wie die in Göttingen; die aber heute nur noch Kennern des 18. Jahrhunderts ein Begriff sein dürfte.²⁶ Bereits dieses Beispiel zeigt, dass Göttingen nicht das einzige Mekka für Bibliothekare im 18. Jahrhundert war.²⁷ Und es ist vielleicht kein Zufall, dass Christian Gottlob Heyne, Leiter der Göttinger Bibliothek von 1764 bis 1812, aus Dresden kam, wo er vor seinem Ruf 1763 nach Göttingen auf eine Professur für klassische Philologie als schlechtbezahlter Kopist an der Bibliothek des Grafen von

25 Johann David Köhler, Anweisung für Reisende Gelehrte, Bibliotheken, Münz=Cabinette, Antiquitäten=Zimmer, Bilder=Säle, Naturalien= und Kunst=Kammern, u.d.m. mit Nutzen zu besehen, Frankfurt / Leipzig 1762, S. 5.

26 Die nachfolgenden Angaben zur Bünauschen Bibliothek beruhen auf der detaillierten Studie von Torsten Sander, Ex Bibliotheca Bunaviana. Studien zu den institutionellen Bedingungen einer adligen Privatbibliothek im Zeitalter der Aufklärung, Aufklärungsforschung 6, Dresden 2011.

27 So auch bereits Alfred Hessel, Heyne als Bibliothekar, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 45 (1928), S. 455–470, hier S. 458f.

Brühl in Dresden gearbeitet hatte;²⁸ der zweiten großen Bibliothek in Dresden, denn Heinrich Graf von Brühl, seit 1746 Premierminister beim sächsischen Kurfürsten, hatte eine 70.000 Bände umfassende repräsentative Bibliothek aufbauen lassen, eine typische adlige Prestigesammlung, deren Wert vor allem in einer Vielzahl seltener Handschriften und Drucke lag.²⁹

Interessanter als die Brühlsche Bibliothek sind im Vergleich zu Göttingen indes die Aktivitäten des Grafen von Bünau. Denn Bünau hatte anders als Brühl primär gelehrte Interessen. Er arbeitete an einer umfangreichen Geschichte des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, die auch unter dem Titel „Genau und umständliche teutsche Kayser- und Reichs-Historie“³⁰ erschien. Dafür hatte er bereits seit Mitte der 1720er Jahre begonnen, eine Bibliothek aufzubauen, doch sein Sammeleifer überschritt im Laufe der Jahre die Grenzen seiner eigenen gelehrten Interessen. Da andere Gelehrte die Möglichkeit hatten, die Bünausche Bibliothek zu nutzen, kann man sie mit Abstrichen als eine von einem adligen Herrn gegründete *bibliotheca publica* verstehen.³¹ Vergleicht man die Entwicklung der Bünauschen Bibliothek mit der in Göttingen, so zeigen sich eine ganze Reihe von Parallelen. Initiator war in beiden Fällen ein Adliger. Hier der Graf von Bünau, in Göttingen Gerlach Adolph von Münchhausen. Die konkrete Arbeit überließ Bünau einem Gelehrten, den er als Bibliothekar eingestellt hatte, Johann Michael Francke. Münchhausen delegierte dies an einen seiner Mitarbeiter in Hannover, Philipp August Schlüter. Denn – und das ist bemerkenswert – die Bibliothek der Universität Göttingen wurde bis zum Tode Münchhausens 1770 nicht primär in Göttingen aufgebaut, sondern in Hannover. Dort wurde der größere Teil der Erwerbungen getätigt und über Sondermittel finanziert; und dort wurden auch die Akzessionskataloge geführt und Schlüter sichtete selbst auch Auktionskataloge und machte für Münchhausen Erwerbungsanschläge – auch wenn natürlich die Göttinger Professoren selbst Bücher zur Bestellung vorschlagen konnten bzw. auch sollten.³² Für das Verständnis der Göttinger Bibliothek ist

28 Arn[old] Herm[ann] Lud[wig] Heeren, Christian Gottlob Heyne, Göttingen 1813, S. 36f. Zu Heyne vgl. Helmut Rohlfing, Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Universitätsbibliothek, in: Balbina Bäbler / Heinz-Günther Nesselrath (Hg.), Christian Gottlob Heyne – Werk und Leistung nach zweihundert Jahren, Berlin 2014 [Druck in Vorbereitung]; an älterer Literatur vgl. Hessel, 1928 (wie Anm. 27); Christian Gottlob Heyne (1729–1812). Ausstellung anlässlich seines 250. Geburtstages, Göttingen 1979; weitere Literaturhinweise bei: Fee-Alexandra Haase, Christian Gottlob Heyne (1729–1812). Bibliographie zu Leben und Werk. Gedruckte Veröffentlichungen, zeitgenössische Schriften zu seiner Rezeption, Forschungsliteratur, Heidelberg 2002.

29 Christel Hebig, Bibliotheca Brühliana, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 103 (1989), S. 71–76.

30 Heinrich von Bünau, Genau und umständliche teutsche Kayser- und Reichs-Historie, 4 Bde, Leipzig 1728/1743.

31 Auch Sander, 2011 (wie Anm. 26), S. 178, konstatiert, dass man bei Adelsbibliotheken nicht pauschal entscheiden kann, ob sie privaten oder öffentlichen Charakter hatten. Zur öffentlichen Nutzung der Bünauschen Bibliothek ebd., S. 181f.

32 Hartmann, 1937 (wie Anm. 10), S. 28f.

das ein Aspekt ersten Ranges. Denn einerseits war sie organisiert wie jede andere Universitätsbibliothek auch: Es gab nur einen kleinen Etat und ein Professor, eben Gesner, leitete sie im Nebenamt. Auf der anderen Seite aber gab es Münchhausen, der in Hannover energisch den massiven Ausbau der Bibliothek betrieb und aus eigener Vollmacht Mittel bereitstellte, die den regulären Etat um ein Vielfaches überschritten.

Deutliche Parallelen zwischen der Göttinger Bibliothek und der Bünauschen zeigen sich auch bei der Praxis der Erwerbungen. Denn wie schaffte man es im 18. Jahrhundert innerhalb weniger Jahrzehnte eine große Bibliothek aufzubauen? Die Methode war relativ einfach: Man erwarb als Grundstock eine oder mehrere vollständige Privatbibliotheken, um diese dann weiter auszubauen. Bünau hatte 1744 die Bibliothek des Berner Stadtbibliothekars Samuel Engel gekauft.³³ In Göttingen war es Münchhausen bereits 1734, drei Jahre vor der offiziellen Gründung der Universität, gelungen, die fast 9.000 Bände zählende Bibliothek des Großvogts Joachim Hinrich von Bülow zu erwerben. Zusammen mit der Bibliothek des Göttinger Gymnasiums und Dubletten der Hofbibliothek in Hannover zählte die Bibliothek der Universität bei ihrer Gründung ca. 12.000 Bände und hatte bereits damit eine Größe erreicht, die den Büchersammlungen schon länger existierender Hochschulen nicht nachstand – und sie in einigen Fällen sogar übertraf. Dazu kam, dass schon 1736 mit dem als Privatsammler renommierten Frankfurter Patrizier Johann Friedrich Armand von Uffenbach vereinbart worden war, dass nach dessen Tod seine Bücher an die Göttinger Universität kommen sollten³⁴ – eine Sammlung, über deren Bedeutung „für den Aufschwung der Geistesgeschichte der 1720er und 1730er Jahre“ Martin Mulsow zufolge ein eigenes Buch geschrieben werden könnte.³⁵ Neben dem Erwerb ganzer Privatbibliotheken bedienten sich sowohl Bünau wie Münchhausen des holländischen Auktionsmarkts sowie natürlich des örtlichen Buchhandels. Erwähnenswert ist, dass Bünau neben Kontakten zu Gelehrten auch die zu auswärtigen Gesandten nutzte, um an Bücher aus England und Frankreich zu gelangen.³⁶ Auch das unterschied sich nicht so sehr von dem Vorgehen Münchhausens, der für Erwerbungen aus England die Mitarbeiter der Deutschen Kanzlei in London einspannte.³⁷

Für Bünau wie für die Göttinger Universität war die Bibliothek ein Arbeitsinstrument, doch nicht minder wichtig scheint in beiden Fällen auch der Prestigewert gewesen zu sein, den eine große Sammlung mit sich brachte. Für Bünau bot das Sammeln die Option, eine nach außen wirkende, repräsentative Bibliothek aufzubauen,

33 Sander, 2011 (wie Anm. 26), S. 43.

34 Hartmann, 1937 (wie Anm. 10), S. 18ff.

35 Martin Mulsow, *Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit*, Berlin 2012, S. 289.

36 Sander, 2011 (wie Anm. 26), S. 46.

37 Graham Jefcoate, Wilhelm Best und der Londoner Buchhandel. Ein deutscher Diplomat im Dienst der Universitätsbibliothek Göttingen im 18. Jahrhundert, in: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 6 (1996), S. 199–210.

um sich damit in der gelehrten wie der adeligen und höfischen Welt positionieren zu können. Um dieses Kapital auch wirksam einzusetzen, musste natürlich auch für die Sammlung geworben werden. Das damals probate Mittel war, einen Katalog erstellen und drucken zu lassen. Genau dies tat im Auftrag Bünaus sein Bibliothekar, Johann Michael Francke.³⁸ Von 1750 bis 1756 erschienen sechs Bände.³⁹ Obwohl der Katalog damit nicht abgeschlossen war, fand er unter den Gelehrten der Zeit weite Verbreitung und Anerkennung. Hätte es bereits im 18. Jahrhundert ein Bibliotheksranking gegeben, hätte um 1760 die Bünausche Bibliothek vielleicht sogar vor Göttingen rangiert. Denn einen gedruckten Katalog konnte die Göttinger Bibliothek nicht aufweisen, obwohl Zeitgenossen einen solchen immer wieder eingefordert haben.⁴⁰ Göttingen hatte allerdings ein auf lange Sicht gesehen sogar besseres Substitut: Die „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“.⁴¹ Die dort rezensierten neuen Bücher landeten in der Regel alle im Bestand der Göttinger Bibliothek und damit waren die Anzeigen auch ein Katalog oder präziser ein Mitteilungsblatt der Neuerwerbungen. Die gesamte gelehrte Welt konnte so regelmäßig erfahren, was in Göttingen gesammelt und gelesen wurde.

Doch zurück zum Vergleich mit der Bibliothek Bünaus. Natürlich gab es auch signifikante Unterschiede zwischen der Sammlung Bünaus und der der Universität Göttingen, insbesondere bei der Art und Intensität der Nutzung sowie der institutionellen Kontinuität. Doch entscheidend für die vorliegende Fragestellung ist, dass die deutliche Parallelität beim Aufbau beider Bibliotheken vor allem eines zeigt: Die Bibliothek der Universität Göttingen war, das Paradoxon sei erlaubt, im Grunde überhaupt keine Universitätsbibliothek. Ihr Aufbau lief nicht in den für deutsche Universitätsbibliotheken üblichen engen Etatgrenzen, sondern entsprach der Vorgehensweise, wie sie Bünaus als adliger Mäzen pflegte. So wie Bünaus als Adliger eine gleichsam öffentliche Bibliothek aufgebaut hatte, so hatte in Göttingen Münchhausen gewirkt. Er agierte als Stellvertreter für den britischen König und hannoverschen Kurfürsten und baute in dessen Auftrag eine große öffentliche Bibliothek auf, deren Öffentlichkeit er über ‚seiner‘ Universität in Göttingen organisieren ließ. Und damit wird erkennbar, dass man die Göttinger Bibliothek nur dann angemessen beurteilen

38 Zu Francke vgl. Hans Lülfiing, Art: Francke, Johann Michael, in: Neue Deutsche Biographie 5 (1961), S. 327f.; Hans Henning, Aus dem Leben und Wirken Johann Michael Franckes. Die Tätigkeit des Bibliothekars der Bünauschen Sammlung in den Jahren 1753–1775 auf Grund neuer Quellen dargestellt, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 72 (1958), S. 273–298.

39 Johann Michael Francke, *Catalogus Bibliothecae Bunauianae*, 3 Bde, Leipzig 1750–1756.

40 Vgl. Hessel, 1928 (wie Anm. 27), S. 465.

41 Wilfried Enderle, Britische und europäische Wissenschaft in Göttingen. Die Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen als Wissensportal im 18. Jahrhundert. In: Elmar Mittler (Hg.), „Eine Welt allein ist nicht genug“. Großbritannien, Hannover und Göttingen 1714–1837, Göttinger Bibliotheksschriften 31, Göttingen 2005, S. 161–184.

und in ihrer Eigenart verstehen kann, wenn man sie im Kontext der großen öffentlichen Bibliotheken ihrer Zeit verortet.

II. Der *take-off* der ‚großen öffentlichen Bibliotheken‘ im 18. Jahrhundert

Dass sich die Zeitgenossen sehr bewusst waren, in welcher Liga die Göttinger Bibliothek spielte, zeigt auch Ernst Brandes, der in seiner Schrift „Ueber den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen“ von 1802 zunächst feststellte: *Diejenige öffentliche Anstalt, die ihrer allgemeinen Wichtigkeit wegen zuerst genannt werden muß, ist die Bibliothek.* Und er schrieb dann weiter:

*Ob sie die zahlreichste Bibliothek in der Welt sey, daran liegt im Ganzen wenig. [...] Wahrscheinlich muß jetzt die Pariser Nationalbibliothek die zahlreichste in der Welt seyn. Die Kaiserliche Bibliothek in Wien wird auf 300000 Bände geschätzt. Die Königl. Bibliothek in Copenhagen auf 250000. Höchst vermuthlich ist die Göttingische Bibliothek sehr nahe an 200000 Bände stark.*⁴²

Diese letzte Zahl dürfte etwas zu hoch gegriffen sein, doch entscheidend ist, welche Bibliotheken Brandes als Vergleichsobjekte zu Göttingen einfielen: die großen Hof- bzw. Nationalbibliotheken Europas.

Betrachtet man die Geschichte der großen Bibliotheken im Europa der Frühen Neuzeit etwas genauer, so fällt ein nicht uninteressantes Phänomen auf: Bis ins 18. Jahrhundert hinein gab es eine signifikante Differenz zwischen der Entwicklung des zeitgenössischen Buchmarktes und derjenigen der Bibliotheken. Allein im deutschsprachigen Raum wurden im 16. Jahrhundert über 130.000 Bücher verlegt, im 17. Jahrhundert waren es bereits, trotz des dreißigjährigen Krieges, deutlich über 300.000 Titel; für das geplante Verzeichnis der deutschen Drucke des 18. Jahrhunderts kalkuliert man mit 600.000 Titeln.⁴³ Rechnet man die für die gelehrte Welt wichtigen italienischen, französischen und englischen Buchmärkte hinzu,⁴⁴ so wird erkennbar, dass wir für diese Länder in der Frühen Neuzeit ein Publikationsvolumen haben, das – ganz grob kalkuliert – um die 2 Millionen Titel changierte.⁴⁵

⁴² Brandes, 1802 (wie Anm. 3), S. 196f.

⁴³ Die Zahlenangaben nach Heiner Schnelling, Die Verzeichnisse der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, in: *Bibliothek und Wissenschaft* 43 (2010), S. 199–211.

⁴⁴ Allein der English Short Title Catalogue umfasst für die Zeit von 1476 bis 1800 ca. 460.000 Titel: <http://estc.bl.uk> (letzte Einsicht: 26.05.2014). Vgl. auch Michael F. Suarez, Towards a bibliometric analysis of the surviving records, 1701–1800, in: Michael F. Suarez / Michael L. Turner (Hg.), *The Cambridge History of the Book in Britain*, Bd. 4: 1695–1830, Cambridge 2009, S. 39–65.

⁴⁵ Die Gesamtzahl der in der Frühen Neuzeit publizierten Titel dürfte bei 3 Millionen gelegen haben. So

Nun gab es aber im 16. und 17. Jahrhundert und auch noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts – von einigen Ausnahmen abgesehen – kaum große Bibliotheken oder Sammlungen, die 50.000 Bände oder mehr zählten.⁴⁶ Natürlich gab es die *Vaticana* und größere Hofbibliotheken in den Zentren der damaligen Großmächte, im Paris der Bourbonen und im Wien der Habsburger.⁴⁷ Und es gab die höfische Ausnahmehibliothek par excellence, diejenige in Wolfenbüttel, wo Herzog August zu Braunschweig-Lüneburg sich persönlich als Bibliothekar betätigte und bis 1666 135.000 Titel in 35.000 Bänden erworben hatte.⁴⁸ Doch das waren, wie gesagt, Ausnahmen. Bibliotheken in nennenswerter Zahl, die in repräsentativer und systematischer Auswahl kontinuierlich das publizierte Wissen der Zeit sammelten, gab es nicht. Es gab indes einen gut funktionierenden Buchmarkt wie die Zahl der publizierten Titel belegt. Wo blieben also all die gedruckten Bücher? Wer sammelte sie? Es war im Wesentlichen die Landschaft der *bibliotheca privata*, der Privatbibliotheken, für die der Buchmarkt agierte; Bibliotheken von Gelehrten und Sammlern, die meist nur einige tausend Bände umfassten, die aber in ihrer Streuung neben den Klosterbibliotheken die umfassendste Bibliotheklandschaft der Frühen Neuzeit darstellten.⁴⁹

Im Laufe des 18. Jahrhunderts begann sich indes die Diskrepanz zwischen dem Buchmarkt und der Zahl und Größe der *bibliotheca publica* zu verändern. Spätestens seit der Mitte des Jahrhunderts kam es gleichsam zu einem *take-off* der großen öffentlichen Bibliotheken.⁵⁰ Dresden war neben Göttingen einer der zentralen Orte. Denn dort wurde sowohl die Bünausche als auch die Brühlsche Bibliothek vom sächsischen Kurfürsten für seine Hofbibliothek erworben, die damit auf einen Schlag zu einer der größten Bibliotheken im Reich avancierte – um 1800 zählte sie ca. 220.000 Bände.

umfasst die Heritage of the Printed Book Database, c.1455-c.1830 mittlerweile über 3 Mio. Titeldaten: <http://www.ceerl.org/resources/hpb/main> (letzte Einsicht: 26.05.2014).

46 Auch David McKittrick, *Old Books, New Technologies. The Representation, Conservation and Transformation of Books since 1700*, Cambridge 2013, S. 20, weist darauf hin, dass es im 17. Jahrhundert umfassende Sammlungen mit nationalem Anspruch noch nicht gab.

47 Vgl. Simon Balayé, *La Bibliothèque Nationale des origines à 1800, Histoire des idées et critique littéraire* 262, Genf 1988; Josef Stummvoll (Hg.), *Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek*, Bd. 1: *Die Hofbibliothek (1368–1922)*, Museion. Veröffentlichungen der Österreichischen Nationalbibliothek N.F. 3,1, Wien 1968.

48 Zuletzt dazu Werner Arnold, *Identität durch Bücher. Fürstenbibliotheken in der Frühen Neuzeit*, in: *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 36,2 (2011), S. 91–108.

49 Vgl. Wilfried Enderle, *Bibliotheken und die Genese der Sammlungskultur in der Frühen Neuzeit*, in: Klaus-Rainer Brintzinger / Ulrich Hohoff (Hg.), *Deutscher Bibliothekartag in Hamburg 2012. Bibliotheken: Tore zur Welt des Wissens*, Hildesheim / Zürich / New York 2013, S. 303–316, hier S. 313f.

50 Jonathan I. Israel, *Radical Enlightenment. Philosophy and the Making of Modernity 1650–1750*, Oxford 2001, S. 119–127, bezeichnet die Zeit von 1670 bis 1750 als die klassische Phase der Universalbibliothek, die aber vor allem durch Privatbibliotheken realisiert wurde. Große öffentliche Universalbibliotheken waren in dieser Phase indes selten und auch Israel konstatiert, dass es um 1750 insofern eine Wende gab, als jetzt zunehmend klar war, dass nur noch Regenten, große Institutionen oder allenfalls sehr vermögende Personen in der Lage waren, Bibliotheken mit universalem Sammelauftrag aufzubauen und zu unterhalten.

Mit Francke verfügte sie zeitweise über einen der profiliertesten Bibliothekare und seit 1787 war sie auch für die Öffentlichkeit zugänglich.⁵¹ Nicht minder ehrgeizig waren die bibliothekarischen Ambitionen des württembergischen Herzogs Karl Eugen, der seit den 1760er Jahren die Gründung einer öffentlichen Bibliothek vorantrieb, die seit 1765, zunächst in Ludwigsburg und ab 1777 in Stuttgart öffentlich zugänglich war.⁵² 1781 hatte er sogar persönlich Göttingen besucht und einen ganzen Nachmittag lang die Bibliothek besichtigt.⁵³ Der Herzog selbst kümmerte sich aktiv um den Ausbau seiner Sammlung und brachte die Bibliothek bis zu seinem Tod 1793 auf einen Bestand von gut 100.000 Bänden.⁵⁴ Vergleichbar rasch war der Aufbau am Hof im benachbarten Mannheim bei den pfälzischen Wittelsbachern verlaufen: 1756 gegründet, war sie um 1800 ebenso groß wie das württembergische Pendant.⁵⁵ In Berlin investierte Friedrich II. nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges in die von ihm bis dahin eher vernachlässigte Hofbibliothek auf einen Schlag erhebliche Mittel und ließ sogar ein eigenes Bibliotheksgebäude dafür errichten.⁵⁶ In Stuttgart, Mannheim und Berlin fand der Auf- und Ausbau der höfischen Bibliotheken übrigens im Kontext von bestehenden oder neugegründeten Akademien oder – im Falle Stuttgarts – der hohen Karlsschule statt – und erklärt damit bis zu einem gewissen Grad das jeweilige Interesse. Doch nicht nur in den größeren Residenzstädten gab es ehrgeizige Bibliotheksprojekte. 1782 besuchte Pütter, zu dieser Zeit schon einer der renommiertesten Rechtsgelehrten im Reich, das Augustinerstift Polling in Oberbayern, und berichtete in seiner Autobiographie: *Am meisten hatte ich Ursache, die Bibliothek zu bewundern, sowohl wegen ihrer äußerlichen zweckmäßigen Einrichtung, als wegen Auswahl ihrer Bücher, worunter viele von protestantischen Schriftstellern waren.*⁵⁷ Ob es nun die Verwunderung darüber war, dass die Pollinger Mönche auch Bücher protestantischer Autoren sammelten, oder ob Pütters positive Meinung vor allem daher rührte, dass er mit Befriedigung feststellen konnte, dass auch seine eigenen Bücher in der Pollinger Bibliothek vorhanden waren,⁵⁸ sei dahingestellt. Faktum war, dass die im Laufe des

51 Vgl. Leyh, Die deutschen Bibliotheken, S. 43ff; Karl Assmann, Die Anfänge der Sächsischen Landesbibliothek, in: Ders. (Hg.), Sächsische Landesbibliothek Dresden 1556–1956. Festschrift zum 400-jährigen Bestehen, Leipzig 1956, S. 15–25; immer noch grundlegend: Friedrich Adolf Ebert, Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden, Leipzig 1822, hier v.a. S. 87–114.

52 Karl Löffler, Geschichte der Württembergischen Landesbibliothek, Leipzig 1923, S. 6–10.

53 Pütter, Selbstbiographie, Bd. 2, S. 712ff.

54 Vgl. Leyh, 1957 (wie Anm. 18), S. 48ff.; Löffler, 1923 (wie Anm. 52), S. 22–39.

55 Vgl. Leyh, 1957 (wie Anm. 18), S. 50f.

56 325 Jahre Staatsbibliothek in Berlin. Das Haus und seine Leute. Buch und Ausstellungskatalog, Berlin 1986, S. 77ff.; Horst Kunze / Werner Dube, Zur Vorgeschichte der Deutschen Staatsbibliothek, in: Deutsche Staatsbibliothek 1661–1961, Bd. 1: Geschichte und Gegenwart, Leipzig 1961, S. 10ff. u. 14ff; Leyh, 1957 (wie Anm. 18), S. 41ff.

57 Pütter, 1798 (wie Anm. 7), S. 741.

58 Pütter, 1798 (wie Anm. 7), S. 742.

18. Jahrhunderts, insbesondere unter Abt Franz Töpsl, der von 1744 bis 1796 amtierte, die auf 80.000 Bände ausgebaute Bibliothek des Klosters eine der bedeutendsten Sammlungen ihrer Art im Alten Reich war.⁵⁹

Dieser bibliothekarische *take-off* fand nicht nur in Deutschland statt. In London wurde ebenfalls Mitte des 18. Jahrhunderts mit dem Aufbau zweier großer Bibliotheken begonnen: der des *British Museums* und der Privatbibliothek Georgs III. 1753 wurde das *British Museum* durch einen Beschluss des Parlaments gegründet, dessen Bibliothek in den nächsten Jahrzehnten mit Mitteln des Parlaments immer wieder größere Privatsammlungen erwerben konnte. Damit lag der Schwerpunkt zunächst auf dem Erwerb wertvoller Manuskripte und Sammlungen älterer Drucke.⁶⁰ Doch wurde die Bibliothek des *British Museum* in gewisser Weise ergänzt durch die von Georg III. gegründete Privatbibliothek, der später sogenannten *King's Library*. Denn sie war als Gebrauchsbibliothek für Gelehrte angelegt, hier ging es nicht vorrangig um den Erwerb rarer Drucke, sondern um die zeitgenössische Literatur, die für Gelehrte von Belang war.⁶¹ Von 1760 bis 1820 gab Georg III. ein Fünftel seines Privatvermögens für seine Bibliothek aus, die zuletzt ca. 65.000 Bände umfasste. Ein gedruckter Katalog, der nicht öffentlich verlegt, aber anderen Herrschern sowie ausgewählten Bibliotheken geschenkt wurde,⁶² dokumentierte den Umfang und die Bedeutung dieser Sammlung, die zwar als private Bibliothek gegründet, von Anfang an aber als nationale Ressource verstanden wurde und in der Regel Gelehrten auch offenstand.⁶³ Als sie Georg IV. der Bibliothek des *British Museum* überließ, war sie endgültig integraler Teil der zentralen nationalen Sammlungseinrichtung.⁶⁴

59 Fridolin Drefßler, Die Pollinger Bibliothek: Neuorganisation einer Klosterbibliothek aus dem Geist des 18. Jahrhunderts, in: Ders. / Ladislav Buzas / Hermann Wiese (Hg.), Zur Geschichte der Pollinger Bibliothek, Pollinger Drucke 4, Murnau 1978, S. 7–14. Zum Kontext vgl. Ludwig Hammermayer, Das Augustiner-Chorherrenstift Polling und sein Anteil an Entstehung und Entfaltung von Aufklärung und Akademie- und Sozietätsbewegung im süddeutsch-katholischen Raum (ca. 1717 – 1787), Schriftenreihe der Akademie der Augustiner-Chorherren von Windesheim 2, Paring 1997; Alois Schmid, „Religioni, scientiis, artibus dedicatum“. Oberdeutsche Klosterbibliotheken des Barock, in: Bibliothek und Wissenschaft 45 (2012), S. 11–37.

60 P. R. Harris, A History of the British Museum Library 1753–1973, London 1998.

61 John Brooke, The Library of King George III., in: The Yale University Library Gazette 52 (1978), S. 33–45; Graham Jefcoate, 'Most curious, splendid and useful'. The King's Library of George III., in: Kim Sloan / Andrew Burnett (Hg.), Enlightenment. Discovering the World in the Eighteenth Century, London 2003, S. 38–45. Georg III. nutzte dafür auch seine bibliothekarischen Ressourcen im Kurfürstentum Hannover, ließ er sich doch von Heyne jährlich Listen mit neueren deutschen Publikationen schicken (Heeren, 1813 (wie Anm. 28), S. 342). Auch der Bibliothekar der Hofbibliothek in Hannover, Johann Georg Jung, arbeitete ihm zu (Werner Ohnsorge, Zweihundert Jahre Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Hannover (1665–1866), Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung 14, Göttingen 1962, S. 54).

62 Frederic Aug. Barnard, Bibliothecae Regiae Catalogus, 5 Bde, London 1820–1829.

63 Jefcoate, 2003 (wie Anm. 61), S. 42.

64 Harris, 1998 (wie Anm. 60), S. 31f.

Die Göttinger Bibliothek war, wenn man sie im Kontext anderer großer Bibliotheken betrachtet, also alles andere als eine Ausnahmerecheinung. Sie war kein singulärer Fall, im Gegenteil, sie war Teil eines allgemeinen *take-offs* großer Bibliotheken, eines bis dahin beispiellosen bibliothekarischen Aufbruchs. Jetzt erst entstanden in Europa große, universale Bibliotheken, die dafür sorgten, dass nicht nur das ältere Schrifttum, sondern auch die aktuellen Publikationen systematisch gesammelt wurden. Jetzt erst wurde der Grundstock für eine umfassende Überlieferung des publizierten Wissens gelegt, indem zum einen Sammlungen aus der Landschaft der Privatbibliotheken in den Bereich der öffentlich finanzierten großen Bibliotheken übernommen wurden; und diese zum anderen begannen, selbst kontinuierlicher die neue, aktuelle Literatur zu sammeln. Die zunehmende Dynamik der Wissenschaftsbewegung des 18. Jahrhunderts, die Bedeutung des Wissen, insbesondere neues Wissen erhielt, dürfte einer der wesentlichen Gründe für diesen bibliothekarischen *take-off* gewesen sein, der sich in der Herausbildung großer Bibliotheken von überregionaler Bedeutung manifestierte. Organisatorisch getragen wurden sie in der Regel von den administrativen Zentralinstanzen eines Landes. Sie hatten damit von vorneherein eine Ausstrahlung, die über den jeweiligen Ort selbst hinausreichte. Wenn Heyne 1810 von der Göttinger Bibliothek sprach, so war es für ihn ein *nicht bloß akademische[s], sondern National-Institut*.⁶⁵ Und Jeremias David Reuß, der Nachfolger Heynes, nannte in den 1820er Jahren die Bibliothek mitunter ein *vaterländisches literarisches Institut*.⁶⁶ Bei beiden klingt damit das Selbstverständnis der Göttinger Bibliothekare an, das Bewusstsein, zu der Liga der großen *bibliotheca publica* von nationaler Bedeutung zu gehören. Es gehörte freilich zu den Spezifika Göttingens, dass diese große öffentliche Bibliothek Institut einer Universität war – und sich in dieser Hinsicht deutlich von der Mehrheit der anderen großen Bibliotheken unterschied. Dazu hatte bis zu einem gewissen Grade auch die besondere Situation der Personalunion beigetragen.

III. Exkurs: Die „welfische Bibliothekspolitik“ oder die „Royal Library at Goettingen“

Als Georg I. 1714 nach London ging, ließ er in Hannover eine Hofbibliothek zurück, die mit Leibniz zwar einen berühmten Bibliothekar hatte, aber von diesem fast wie eine Privatbibliothek geführt wurde. Von einer öffentlichen Nutzung durch andere Gelehrte konnte damals jedenfalls keine Rede sein.⁶⁷ Der Hof in London

⁶⁵ Göttingische Gelehrte Anzeigen, 1810, S. 850.

⁶⁶ SUB Göttingen, Cod. Ms. philos. 169:3, Bl. 9r; Geschichte der Göttinger Universitäts-Bibliothek, 1937, S. 184.

⁶⁷ Ohnsorge, 1962 (wie Anm. 61), S. 26–31 und 35. Vgl. auch Thomas Fuchs, Barocke Wissensordnung und aufgeklärter Denkstil. Leibniz und die Bibliotheken in Göttingen und Hannover, in: Bibliothek und

wiederum hatte im Unterschied zu den kontinentalen Höfen keine eigenen großen Sammlungen aufgebaut. Es gab keine höfische Kunst- und Wunderkammer⁶⁸ und die Hofbibliothek, die es gab, war klein und bestand vorwiegend aus wertvollen älteren Handschriften und alten Drucken, wurde aber nicht weiter gepflegt.⁶⁹ Das hieß nun aber nicht, dass die Förderung von Bibliotheken nicht zum mäzenatischen Programm der Höfe in London oder Hannover gehört hätte. Sie floss nur nicht primär in den Aufbau klassischer, zentraler und repräsentativer Hofbibliotheken. Bereits 1715, ein Jahr nach seinem Regierungsantritt in London, kaufte Georg I. die berühmte Privatbibliothek von John Moore, des Bischofs von Ely, mit knapp 30.000 Bänden eine der bedeutendsten Gelehrtenbibliotheken der Zeit, und schenkte sie der Bibliothek der Universität Cambridge⁷⁰ – ein politisches Zeichen übrigens, hatte sich Cambridge doch anders als die Tory- und Jakobiten-Hochburg Oxford von Anfang an auf die Seite des neuen Königshauses geschlagen.⁷¹ Folgt man dem Urteil David McKittericks, dem derzeit besten Kenner britischer Buch- und Bibliotheksgeschichte, so stieg die Universitätsbibliothek von Cambridge in England damit zu einer Bibliothek von nationaler Bedeutung auf.⁷² Georg II. interessierte sich bei seinen regelmäßigen Besuchen in Hannover durchaus für den Ausbau seiner dortigen Hofbibliothek⁷³ – und er ließ, wie wir wissen, seinem ersten Minister freie Hand beim großzügigen Ausbau der Bibliothek in Göttingen. Als vom Parlament das *British Museum* begründet worden war, zeigte sich der König ebenfalls großzügig: die bis dahin bestehende Bibliothek

Wissenschaft 41 (2008), S. 3–16, hier S. 9: „Er betrieb im Erwerb nicht den Aufbau einer höfischen, sondern einer wissenschaftlichen, man könnte sagen, Privatbibliothek.“ Zu Leibniz als Bibliothekar vgl. Karin Hartbecke (Hg.), Zwischen Fürstenwillkür und Menschheitswohl – Gottfried Wilhelm Leibniz als Bibliothekar, *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 95, Frankfurt am Main 2008.

68 Die einschlägige Literatur zu frühneuzeitlichen Kunst- und Wunderkammern verweist immer wieder darauf, dass in London eine zu kontinentaleuropäischen Höfen vergleichbare Entwicklung fehlt, was zumindest teilweise auch an den Folgen des englischen Bürgerkriegs lag. Vgl. Ken Arnold, *Cabinets for the Curious. Looking Back at Early English Museums*, Aldershot / Burlington 2006, S. 21; Arthur MacGregor, *The Cabinet of Curiosities in Seventeenth-Century Britain*, in: Oliver Impey / Arthur MacGregor (Hg.), *The Origins of Museums. The Cabinet of Curiosities in Sixteenth- and Seventeenth Century Europe*, Oxford 1985, S. 147.

69 T.A. Birrell, *English Monarchs and their Books. From Henry VII. to Charles II.*, London 1987; Harris, 1998 (wie Anm. 60), S. 6.

70 David McKitterick, *Cambridge University Library. A History. The Eighteenth and Nineteenth Centuries*, Cambridge u. a. 1986, S. 50f.

71 Heather Ellis, *Generational Conflict and University Reform. Oxford in the Age of Revolution*, *History of Science and Medicine Library* 31, Leiden / Boston 2012, S. 22f.

72 McKitterick, 1986 (wie Anm. 70), S. 17.

73 Ohnsorge, 1962 (wie Anm. 61), S. 39f. Die Situation der Hofbibliothek in Hannover begann sich unter den Nachfolgern von Leibniz zwar etwas zu ändern – ab 1720 war die Bibliothek auch öffentlich zugänglich. Georg II. ließ die Bibliothek durch Münchhausen auch fördern und visitierte sie selbst zweimal, es blieb aber ein Bestandsschwerpunkt auf der welfischen Hausgeschichte. Und für Münchhausen stand nach der Gründung der Göttinger Universität die dortige Bibliothek im Zentrum.

des Hofes in London wurde 1757 an die neue Einrichtung gegeben.⁷⁴ Und Georg III. schuf, wie bereits erwähnt, aus seinem Privatvermögen die *King's Library*.

Eine ‚welfische Bibliothekspolitik‘ im eigentlichen Sinne gab es natürlich nicht. Doch gehörte die Förderung von Bibliotheken auch bei den Welfen zum klassischen mäzenatischen Programm einer regierenden Dynastie. Aufgrund der spezifischen Situation in London, der fehlenden großen Hofbibliothek, fokussierte sich ihre Bibliothekspolitik jedoch auf die Förderung gelehrter Sammlungen außerhalb des Hofes. In England war es die Universität in Cambridge und die Bibliothek des *British Museum*, die davon profitierten, in Kurhannover die Universität Göttingen. Auch aus dieser Perspektive zeigt sich, dass Göttingen nicht dem gängigen Muster einer Universitätsbibliothek entsprach, sondern nur über ihre enge Verbindung zum Hof, in diesem Fall repräsentiert durch die Geheimen Räte in Hannover, verstanden werden kann. Für den Drucker des königlichen *Printing Office* in London scheint die Sache jedenfalls klar gewesen zu sein: Wenn er Bücher für die Göttinger Bibliothek packte, adressierte er sie schlicht und einfach an die „Royal Library at Goettingen“.⁷⁵

IV. „Organisation ist alles“ – Die Blütezeit der Universitätsbibliothek Göttingen 1770–1820

Nach dem Tode Münchhausens im Jahre 1770 geschah ein kleines bibliothekarisches Wunder. Die großzügige Förderung der Göttinger Bibliothek durch die Geheimen Räte in Hannover wurde fortgesetzt. Jetzt hieß der Mäzen der Regierung Georg Friedrich Brandes – aus Sicht der Göttinger Bibliothek eine Idealbesetzung, war Brandes doch selbst ein leidenschaftlicher Büchersammler.⁷⁶ Die Arbeitsteilung sah nun so aus, dass Heyne selbst die Auswahl und Bestellung der Bücher vornahm, die Rechnungen aber nach Hannover schickte.⁷⁷ Auch jetzt war es, wie in der Ära Münchhausen, wieder eine enge persönliche Beziehung, diesmal von Brandes und Heyne, welche die Grundlage für die *special relationship* zwischen dem Kollegium der Geheimen Räte und der Göttinger Bibliothek bildete. Dass Heyne 1777 in zweiter

74 Harris, 1998 (wie Anm. 60), S. 3.

75 SUB Göttingen, 4 Cod. Ms. philos. 169:4, 23. Jan. 1824, Bl. 144: *H. M. Arthur presents his [...] compliments to Sir Lewis Moeller, and acquaints him that there is no new Publication by the Commissioner of Public Records since the last Delivery of Books from them to the Royal Library at Goettingen.*

76 Zu Brandes vgl. Gabriele Crusius, *Aufklärung und Bibliophilie. Der Hannoveraner Sammler Georg Friedrich Brandes und seine Bibliothek*, Beihefte zum *Euphorion* 54, Heidelberg 2008; Dies., *Sammelkultur im Geist der Aufklärung. Die Bibliothek des Hannoveraner Beamten Georg Friedrich Brandes in der Landesbibliothek Oldenburg*, Schriften der Landesbibliothek Oldenburg 51, Heidelberg 2010.

77 Hartmann, 1937 (wie Anm. 10), S. 75.

Ehe eine Tochter von Brandes heiratete, unterstreicht nur, wie eng öffentliche Geschäfte und private Verbindungen miteinander verquickt waren.⁷⁸

Der Ruf, den sich die Bibliothek unter den Zeitgenossen erwarb, geht im Wesentlichen auf die Ära von Heyne zurück. Auch wenn die Göttinger Bibliothek kein Einzelfall war, sondern Teil eines allgemeinen *take-offs* großer öffentlicher Bibliotheken, so nahm sie doch unter diesen eine besondere Stellung ein. Denn Göttingen war eine große öffentliche Bibliothek an einer Universität; einer Universität zudem, die von ihren Kuratoren gezielt zu einer der ersten in Deutschland ausgebaut wurde.⁷⁹ Für die Bibliothek bedeutete dies, dass sie in einem höheren Maße als andere große Bibliotheken funktionsfähig sein musste, brauchbar für die Bedürfnisse der Gelehrten wie der Studenten. Und das hieß konkret: Der große Bestand an Büchern musste effektiv administriert werden; und vor allem musste die Wissensbasis, die er darstellte, für den gelehrten Betrieb erschlossen werden. Beides, Administration und Wissen, hing unmittelbar und untrennbar zusammen. Wissen bedurfte – und bedarf – vor allem guter Organisation.

Die effiziente Administration einer großen Bibliothek hatte bereits im 18. Jahrhundert viele Facetten, wie nicht zuletzt die Preisfrage der Königlichen Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen von 1773 zeigt, hinter der vermutlich Heyne als deren Sekretär steckte. Sie lautete: *Wie vielerley Arten von Insekten giebt es, die den Urkunden und Büchern in Archiven und Bibliotheken schädlich sind?*⁸⁰ Die Insekten waren natürlich nicht das zentrale Problem für Heyne. Die größte Herausforderung bestand in der praktischen Organisation eines Bestandes von über 60.000 Büchern, der jährlich um ca. 2.000 weitere anwuchs. Nun gab es aber kaum Vorbilder dafür, wie Bibliotheken, die 50.000 Bände und mehr umfassten, in der Praxis effizient organisiert werden sollten. Natürlich hatte die zeitgenössische Bibliothekstheorie eine Vorstellung davon, wie eine große Universalbibliothek beschaffen und organisiert werden sollte.⁸¹

78 Vgl. Heeren, 1813 (wie Anm. 28), S. 181f.; Michel Espagne, Leseerfahrungen in Hannover und Göttingen. Die Korrespondenz zwischen Brandes und Heyne 1764–1774, in: Hans Erich Bödeker / Philippe Büttgen / Michel Espagne (Hg.), Die Wissenschaft vom Menschen in Göttingen um 1800. Wissenschaftliche Praktiken, institutionelle Geographie, europäische Netzwerke, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 237, Göttingen 2008, S. 47–68.

79 Notker Hammerstein, Göttingen. Eine deutsche Universität im Zeitalter der Aufklärung, in: Alexander Patschovsky / Horst Rabe, Die Universität in Alteuropa, Konstanzer Bibliothek 22, Konstanz 1994, S. 169–182, hier S. 173; Anne Saada, Assurer l'excellence d'une communauté universitaire. L'exemple de Göttingen au 18e siècle, in: Dix-Huitième Siècle 41 (2009), S. 305ff.

80 Hannoverisches Magazin 12 (1774), S. 1457. Angenommene Antwortschriften sind gedruckt in Hannoverisches Magazin 12 (1774), S. 1457–1502; 13 (1775), S. 177–212 und S. 433–462.

81 So sollte sie systematisch aufgestellt sein, damit die Bibliothek als Ganzes ein Bild des in ihr enthaltenen Wissens darstellen konnte. Der in der Bibliothek dokumentierte Fortschritt des Wissens sollte zudem durch einen sogenannten Realkatalog, einen systematischen Katalog, abgebildet werden, der neben dem als grundlegendem Erschließungsinstrument unabdingbaren alphabetischen Katalog vor allem in Deutschland eine hohe Wertschätzung genoss. Das höchste Ziel einer guten Bibliothek war dabei, wenn sie einmal

Dieses theoretische Modell, das im Wesentlichen bereits im 17. Jahrhundert ausgearbeitet worden war, war freilich das eine, die Praxis in den großen Bibliotheken, die ab 1750 aufgebaut wurden, häufig etwas anderes. Der organisatorische Schwachpunkt war dabei der Katalog. Dieser war unabdingbar, um die einzelnen Wissensobjekte der sich formierenden großen Sammlungen zu verwalten. Genau dafür fehlte aber die Erfahrung; und oft darüber hinaus das geeignete Personal. Als praktisches Hindernis erwies sich vor allem, dass das Ideal des angestrebten Katalogs eine gedruckte Ausgabe oder zumindest ein handschriftlicher Bandkatalog war. War ein solcher Katalog einmal erstellt, war es schwierig, ihn aktuell zu halten. Das Resultat war, dass alle großen Bibliotheken immer wieder umfangreiche Bestände hatten, die nicht katalogisiert und damit nur eingeschränkt benutzbar waren. Ständig gab es daher neue Katalogprojekte, um Abhilfe zu schaffen, die dann aber ebenso rasch veralteten wie ihre Vorgänger.⁸² Es gab mit anderen Worten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch kein Modell, keine Routine, wie man mit dem Phänomen der großen und oft in Schüben ausgebauten Bibliotheken organisatorisch umgehen sollte. Große Wissensbasen von 50.000 bis 200.000 Objekten zu verwalten war ein Novum.

so erschlossen worden war, den Katalog drucken zu lassen, um damit allen Gelehrten den Wert der Sammlung demonstrieren zu können. Wesentliche Merkmale dieses Konzepts sind bereits ausgebildet bei Gabriel Naudé, *Advis pour dresser une bibliothèque*, Paris 1627 (deutsche Übersetzung: Gabriel Naudé, *Anleitung zur Einrichtung einer Bibliothek*, Berlin 1978). Vgl. auch Dieter Schmidmaier, *Die deutsche bibliothekswissenschaftliche Literatur in der Frühaufklärung. Versuch einer bibliographischen Auswertung*, in: Werner Dube (Hg.), *Über Bücher, Bibliotheken und Leser. Gesammelte Beiträge zum 60. Geburtstag von Horst Kunze*, Leipzig 1969, S. 138–148; Ders., *Die Entstehung der bürgerlichen Bibliothekswissenschaft. Versuch einer Würdigung aus der Literatur von 1600–1760*, Veröffentlichungen des wissenschaftlichen Informationszentrums der Bergakademie Freiberg 55, Freiberg 1974; Kathrin Paasch, *Die Ordnungen der Bücher in den Bibliotheken des 18. Jahrhunderts*, in: Bodo-Michael Baumunk, *Frühmoderne Bücherwelten. Die Bibliothek des 18. Jahrhunderts und das halleische Waisenhaus, Katalog der Franckeschen Stiftungen* 19, Halle 2007, S. 65–73.

- 82 Dies zeigt sich deutlich bei der Geschichte einzelner Bibliotheken. Die Bibliothek des British Museum in London legte 1787 den ersten gedruckten Katalog vor, der aber bereits bei Erscheinen als veraltet galt, so dass bereits 1819 der nächste gedruckt werden musste. Mit durchschossenen Blättern diente er dann für die nächsten 30 Jahre als Arbeitskatalog (vgl. Harris, 1998 (wie Anm. 60), S. 13 und 45ff.). Auch an der Hofbibliothek in Wien wurde, vor allem nach der Öffnung der Bibliothek unter Karl VI., das Fehlen eines Gesamtkataloges der Bestände schmerzhaft empfunden. Es dauerte bis 1772, bis ein als Provisorium verstandener zusammenfassender Bandkatalog der Druckwerke auf der Grundlage der Einzelrepertorien angelegt wurde, der dann bis 1825 benutzt wurde. 1780 wurde mit einem neuen Katalogprojekt begonnen, dem Josephinischen Katalog, einem im Grunde gescheiterten Katalogprojekt, da zwar die Bestände verzettelt wurden, die Absicht, daraus einen Bandkatalog zu erstellen, aber nicht mehr realisiert wurde. Unfreiwillig wurde aus dem gescheiterten Projekt damit der erste Zettelkatalog der Bibliotheksgeschichte (*Geschichte der österreichischen Nationalbibliothek*, S. 241; Markus Krajewski, *Zettelwirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek*, copyrights 4, Berlin 2002, S. 45f. und 51ff.). In Dresden wurde nach der Integration der Bünauschen und der Brühlschen Bibliothek zunächst ohne Gesamtkatalog gearbeitet, der dann, nach der Öffnung der Bibliothek 1787 für die Öffentlichkeit, in Angriff genommen, aber erst von 1798 bis 1800 als Bandkatalog mit 53 engbeschriebenen Folioseiten fertiggestellt wurde. Die Arbeit an den Realkatalogen begann erst danach (Ebert, 1822 (wie Anm. 51), S. 111f.). Zusammenfassend zum Thema der Katalogproblematik vgl. Leyh, 1957 (wie Anm. 18), S. 121–131.

Auch die Göttinger Bibliothek hatte daher, was oft übersehen wird, zunächst ihre Schwierigkeiten. In der Aufbauphase der 1740er und 1750er Jahre wurde nach dem klassischen Konzept der Bibliothekstheorie und der Praxis, wie man sie aus anderen Universitätsbibliotheken kannte, verfahren. Es gab keine Bibliothekare, sondern nur Gelehrte, Professoren, die sich nebenbei um die Bibliothek kümmern mussten. Und rasch mit dem Arbeitsanfall haderten. In Göttingen klagte Gesner schon 1746:

*Hätte ich gewußt, das zu der hiesigen Bibliothekverwaltung etwas mehreres von Rechnungssachen, als eine simple Recognition des Empfangenen und eine Attestation der Zettel gehörte, so würde gleich anfangs das Bibliothecariat in Unterthänigkeit deprecirt haben.*⁸³

Aus heutiger Sicht war die Entwicklung der Bibliothek im 18. Jahrhundert eine kontinuierliche Erfolgsgeschichte. Für die Zeitgenossen war das Bild differenzierter. Die ersten Jahrzehnte waren immer wieder durch kleinere und größere Krisen geprägt, die sich im Laufe der 1760er Jahre verschärfen. 1761 waren sowohl Gesner als auch Schlüter, der Mitarbeiter Münchhausens in Hannover, gestorben. Die Leitung der Bibliothek wurde dem Theologen und Orientalisten Johann David Michaelis, einem der renommiertesten Gelehrten der Universität, übertragen, der dazu aber keine rechte Neigung hatte. 1763 berief Münchhausen daher Heyne als dessen Vertreter nach Göttingen und dieser erhielt sofort den Auftrag, einen Bericht über den Stand der Bibliothek und Verbesserungsvorschläge zu erarbeiten. 1764 wurde Heyne, der sich mit seiner Denkschrift das Vertrauen Münchhausens erworben hatte, zum ersten Bibliothekar ernannt. Doch auch die Lösungsansätze Heynes griffen nicht sofort. 1776, zwölf Jahre nach seinem Amtsantritt, musste Heyne in einer weiteren Denkschrift zugeben, dass der alphabetische Katalog gänzlich unbrauchbar geworden sei. Bereits seit 1772 stockten die Einträge in den Realkatalog. Bis 1785 wuchsen die Rückstände auf 33.000 Bände.⁸⁴ Die Göttinger Bibliothek steckte in einer Krise; einer Krise, wie sie für fast alle großen Bibliotheken der Zeit typisch war. In Göttingen gelang es indes – und das war nicht typisch – der Probleme Herr zu werden. Die Wende leitete 1783 die Berufung von Jeremias David Reuß aus Tübingen ein, der als Professor für Literaturgeschichte und Kustos der Bibliothek eingestellt wurde.⁸⁵ Er war der erste Gelehrte in Göttingen, der seine Arbeitszeit weitgehend der Bibliothek und der Erschließung ihrer Bestände widmete – und innerhalb weniger Jahre die organisatorischen Defizite

83 Hartmann, 1937 (wie Anm. 10), S. 38f.

84 Hartmann, 1937 (wie Anm. 10), S. 129–138.

85 Zu Reuß vgl. Wilfried Enderle, Der Gelehrte als Bibliothekar im Netzwerk der Wissenskommunikation. Jeremias David Reuß (1750–1837) und die Bibliothek der Universität Göttingen, in: Steffen Hölscher / Sune Schlitte (Hg.), Kommunikation im Zeitalter der Personalunion (1714–1837). Prozesse, Praktiken, Akteure, Göttingen 2014 [Druck in Vorbereitung].

beseitigte.⁸⁶ Jetzt erst stimmte das Diktum Osterhammels; jetzt erst war Göttingen in der Tat für einige Jahrzehnte die am besten organisierte Bibliothek der Welt.

Diese gute Organisation, die ab Mitte der 1780er Jahre erreicht wurde, hatte weitreichende Folgen. Sie sorgte dafür, dass Göttingen die erste unter den großen Bibliotheken des 18. Jahrhunderts war, deren Bestand, deren Wissensbasis nicht nur vollständig erschlossen worden war, sondern auch kontinuierlich weiter erschlossen wurde. Für die Gelehrten vor Ort war die Bibliothek damit mehr als ein Bücherschatz, sie war gleichsam eine große Suchmaschine des Wissens ihrer Zeit geworden. Das war eine nicht leicht zu überschätzende Leistung. Denn für die Gelehrten des 18. Jahrhunderts war die Beherrschung der Fülle des publizierten Wissens ein ebenso drängendes Thema wie es das heute ist. Wissen zu erschließen, den einmal erreichten Stand des Wissens zu dokumentieren, Wissenslücken zu kartieren, sich kontinuierlich über neues Wissen zu informieren – für all diese Aufgaben hatten die Gelehrten seit dem Ende des 17. Jahrhunderts zunehmend neue Instrumente entwickelt.⁸⁷ Schon im 17. Jahrhundert hatten die Gelehrten sich Gedanken darüber gemacht, wie Wissen rational und systematisch organisiert und nutzbar gemacht werden könnte. Vor allem aufgrund der Rationalisierung und zunehmenden Verwissenschaftlichung des gelehrten Diskurses kam es auch zu Lösungen und zwar zu einer Vielzahl unterschiedlicher Versuche. Zwei der wichtigsten Instrumente, die genutzt wurden, waren Enzyklopädien und Periodika. Enzyklopädien und Lexika boten die Möglichkeit, Wissen zusammenzufassen, zu verdichten und den bis dato erreichten Stand zu dokumentieren. „Das Grosse vollständige Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste“, der Zedler, wie die „Encyclopédie“ von Diderot und d’Alembert waren die berühmtesten Beispiele, aber bei weitem nicht die einzigen.⁸⁸ Ein anderes Instrument, um Wissen zu organisieren, waren die gelehrten Zeitschriften.⁸⁹ Das „Journal

86 Der alphabetische Katalog wurde vollständig neu geschrieben. Und auch der Realkatalog wurde neu begonnen. Das war zunächst nichts Neues, denn mit dieser Methode, die Kataloge von Zeit zu Zeit immer wieder neu zu erstellen, arbeiteten damals alle großen Bibliotheken. Was Reuß indes in Göttingen einfuhrte, war etwas sehr Einfaches: ein Geschäftsgang, der dafür sorgte, dass kontinuierlich neue Bücher nach einem bestimmten System in alle Kataloge eingetragen wurden, die wiederum so angelegt worden waren, dass bei der Katalogisierung neuer Autoren jeweils ein neues Blatt eingelegt wurde, so dass der Bandkatalog gleichsam wie ein Zettelkatalog funktionierte. Vgl. Hartmann, 1937 (wie Anm. 10), S. 137f.

87 Vgl. Peter Burke, *Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft*, Berlin 2001. Hinweise zu neuerer Literatur bei Marian Füssel, *Auf dem Weg zur Wissensgesellschaft. Neue Forschungen zur Kultur des Wissens in der Frühen Neuzeit*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 34 (2007), S. 273–289; Markus Völkel, ‚Lob des Blütenstaubs‘ oder ‚musivisches Werk‘? Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Wissensgeschichte, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 89 (2007), S. 191–216.

88 Vgl. Hans-Jürgen Lüsebrink, *Enzyklopädismus und Kulturtransfer im Aufklärungszeitalter. Fallbeispiele und transkulturelle Perspektiven*, in: Stefanie Stockhorst (Hg.), *Epoche und Projekt. Perspektiven der Aufklärungsforschung. Das achtzehnte Jahrhundert 17*, Göttingen 2013, S. 263–284; Ulrich Johannes Schneider (Hg.), *Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit*, Darmstadt 2006.

89 Vgl. Thomas Habel, *Gelehrte Journale und Zeitungen der Aufklärung. Zur Entstehung, Entwicklung und Erschließung deutschsprachiger Rezensionszeitschriften des 18. Jahrhunderts*, *Presse und Geschichte* –

des Savants“ und die „Philosophical Transactions“ der *Royal Society* in London, die beide seit 1665 erschienen, begründeten dieses Genre. Vor allem die zeitgenössischen Rezensionenzeitschriften dokumentieren den Anspruch, die Erschließung aktuellen Wissens kontinuierlich zu organisieren.⁹⁰

Die zeitgenössischen Bibliothekskataloge ordnen sich in diese Versuche, Wissen zu erschließen, ein. Genau hier, an diesem zentralen Bedürfnis der Gelehrten, setzte die Göttinger Universität an. Der Ruf der Göttinger Bibliothek gründete nicht zuletzt darin, dass es dank der einmal erreichten effizienten Organisation gelang, ein System zu implementieren, die eigene große Wissensbasis umfassend zu erschließen und der gelehrten Welt zu vermitteln.⁹¹ Wie dieses Göttinger System der Wissenserschließung aussah, hat Heyne 1810 in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ beschrieben, wonach *Göttingen ein Palladium der gesammten wissenschaftlichen Gelehrsamkeit bleiben muß, so lange es seine Bibliothek und seine Societät, mit den Commentationen und gelehrten Anzeigen, [...] in gutem Zustande behält.*⁹² Drei wissenserschließende Instrumente benennt Heyne: Die Bibliothek bildet den Ausgangspunkt, sie liefert die Wissensbasis, die durch ihre Aufstellung und die Kataloge von Reuß erschlossen und gut organisiert waren. Die wöchentlich erscheinenden „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ erschlossen kontinuierlich die Auswahl der wichtigsten Erwerbungen der Bibliothek oder, anders formuliert, des wichtigsten, neu publizierten Wissens für die gesamte gelehrte Welt. Und was taten bzw. waren die „Commentationen“?

Sie waren eine besondere Leistung von Reuß. Denn er nutzte die Wissensbasis der Bibliothek, um das in Periodika und Akademieschriften enthaltene Wissen zu erschließen.⁹³ Sein bibliographisches Hauptwerk war ein Verzeichnis der Schriften von Akademien und gelehrten Gesellschaften, das in sechzehn Bänden von 1801 bis 1821

Neue Beiträge 17, Bremen 2007.

90 Mit den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ gelang es in Göttingen auch, nach dem Vorbild der seit 1715 in Leipzig erscheinenden „Neuen Zeitung von gelehrten Sachen“ eine Rezensionenzeitschrift zu begründen, die in Deutschland neben der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ des Berliner Verlegers Friedrich Nicolai in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine dominierende Stellung einnahm. Vgl. Enderle, 2005 (wie Anm. 41), S. 170.

91 Vgl. dazu auch Saada, 2011 (wie Anm. 21), S. 405f.

92 Göttingische Gelehrte Anzeigen, 1810, S. 860.

93 Er begann mit einem Verzeichnis englischer Autoren und ihren Werken, das 1791 und in erweiterter Fassung 1804 unter dem Titel „Das gelehrte England oder Lexikon der jetztlebenden Schriftsteller in Großbritannien, Irland und Nord-Amerika“ erschien. Vgl. dazu Bernhard Fabian, Die erste Bibliographie der Englischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Jeremias David Reuß' Gelehrtes England, in: Ders. (Hg.), *Selecta Anglicana*. Buchgeschichtliche Studien zur Aufnahme der englischen Literatur in Deutschland im Achtzehnten Jahrhundert, Veröffentlichungen des Leipziger Arbeitskreises zur Geschichte des Buchwesens. Schriften und Zeugnisse zur Buchgeschichte 6, Wiesbaden 1994, S. 239–265 (ursprünglich in: Bertram Haller (Hg.), *Festschrift für Gerhard Liebers*, Bd. 1: Erlesenes aus der Welt des Buches. Gedanken, Betrachtungen, Forschungen, Wiesbaden 1979, S. 16–43).

erschienene „Repertorium commentationum a societatibus litterariis editarum“.⁹⁴ Da auf Praxis, auf das Nützliche fokussierte Forschung im 18. Jahrhundert stärker an Akademien angesiedelt war als an Universitäten, ist evident, dass ein solches Verzeichnis darauf abzielte, den Kernbestand des innovativen Wissens der Zeit zu erschließen. Die Wissensbasis des Bestandes der großen Göttinger Bibliothek, erschlossen durch die Kataloge und ihre systematische Aufstellung, die in Göttingen in systematischer Vollständigkeit gesammelten Akademieschriften, die Reuß in seinem Repertorium erschlossen hatte sowie als Drittes die von der Sozietät, der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, herausgegebenen „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ bildeten zusammen ein wissenserschließendes System, wie es in den Jahrzehnten um 1800 an keinem anderen Ort existierte.⁹⁵ Und das letztlich mit den Ruhm der Göttinger Bibliothek wie der Universität begründete und deutlich macht, warum die Bibliothek *das Hauptrad ist, die die ganze Maschine treibt*.⁹⁶ Dass sich ein solches wissenserschließendes System gerade in Göttingen ausgebildet hatte, lag entscheidend am Zusammentreffen einer großen, vom Landesherrn geförderten öffentlichen Bibliothek mit den Bedürfnissen einer neuen Universität.

Trotz der besonderen Rolle Göttingens aufgrund der Kombination große Bibliothek und Universität sollte man indes nicht übersehen, dass auch andere Universitätsbibliotheken in je unterschiedlicher Weise vom bibliothekarischen *take-off* seit den 1750er Jahren tangiert wurden. Und Göttingen war unter den europäischen Universitätsbibliotheken auch nicht die einzige große Bibliothek. Eine Universität, deren Bibliothekslandschaft in gewisser Weise eindrücklicher war als die Göttinger, war die der Universität in Oxford. Oxford und Cambridge haben als Universitäten bei den Historikern keinen guten Ruf.⁹⁷ Diesen schlechten Ruf sollte man indes nicht einfach auf die Bibliotheken übertragen.⁹⁸ Beide Universitäten besaßen im 18. Jahrhundert eine durchaus eindrückliche Bibliothekslandschaft. Denn anders als in Göttingen gab

94 Vgl. dazu Enderle, 2014 (wie Anm. 85).

95 Zur Bedeutung der Verbindung von Universität, Göttingischen Gelehrten Anzeigen und Bibliothek und der strategischen Planung von Göttingen als Wissensort vgl. Enderle, 2005 (wie Anm. 41), S. 171f.; Eck, 2009 (wie Anm. 22), S. 171; Saada, 2010 (wie Anm. 21), S. 352; Dies., 2011 (wie Anm. 21), S. 395.

96 Briefe aus Göttingen, 1787 (wie Anm. 4), S. 125.

97 Vgl. Michael Maurer, Die Universitäten Englands, Irlands und Schottlands im 18. Jahrhundert. Intellektuelle, soziale und politische Zusammenhänge, in: Notker Hammerstein (Hg.), Universitäten und Aufklärung, Göttingen 1996, S. 243–272.

98 Charles Benson, Libraries in university towns, in: Giles Mandelbrote / K.A. Manley (Hg.), The Cambridge History of Libraries in Britain and Ireland, Bd. 2: 1640–1850, Cambridge 2006, S. 102–121, hier S. 103: “The libraries were one part of the universities which showed considerable improvements. The period was marked by an abundance of bequests and donations along with irregular purchases. Numerous catalogues were published; several imposing buildings were constructed and many others extended, and legal deposit was introduced.”

es dort nicht nur eine Bibliothek der Universität, sondern auch noch Bibliotheken der Colleges, die bei einem Vergleich immer mit zu berücksichtigen sind.

Besonders eindrücklich war im 18. Jahrhundert die äußere Entfaltung der Bibliotheken in Oxford.⁹⁹ Für die Colleges von *Christ Church*¹⁰⁰ und *All Souls*¹⁰¹ entstanden neue, repräsentative Bibliotheksgebäude, dazu kam als markantester Bau die 1749 fertiggestellte *Radcliffe Camera*, die auf eine Stiftung von John Radcliffe zurückging. Mit der *Bodleian Library* besaß die Universität zudem auch eine bereits im 17. Jahrhundert renommierte Bibliothek, die 1714 ca. 30.000 Bände besaß, dazu einen Schatz von ca. 6.000 Handschriften. Ein Jahrhundert später waren es um die 150.000 Bände.¹⁰² Zählt man hierzu noch die Bestände der Collegebibliotheken hinzu, so konnte sich die Universität mit den großen Bibliotheken des Kontinents durchaus messen.¹⁰³ Freilich, und hierin liegt ein entscheidender Unterschied zur Göttinger Konzeption, gingen in Oxford wie in Cambridge Repräsentation vor Organisation. In dieser Hinsicht bildete sich doch der Zustand der Universitäten in ihren Bibliotheken ab. Wenn man im 18. Jahrhundert in Großbritannien gut organisierte Bibliotheken suchte, musste man nach Edinburgh gehen, dem Zentrum der schottischen Aufklärung, wo es mit der Bibliothek der Universität und der *Advocates Library* zwei durchaus gut verwaltete und auf die Bedürfnisse der Gelehrten ausgerichtete Bibliotheken gab.¹⁰⁴ Freilich reichten hier die Mittel nicht aus, um sie in die erste Liga der großen Sammlungen zu befördern.

Die fehlenden Mittel waren im Kern auch das entscheidende Problem und Handicap der Universitätsbibliotheken in Deutschland.¹⁰⁵ Sieht man sich deren Entwicklung etwas genauer an, so zeigt sich aber durchaus, dass es nicht nur in Göttingen

99 Peter Freshwater, Books and universities, in: Giles Mandelbrote / K.A. Manley (Hg.), *The Cambridge History of Libraries in Britain and Ireland*, Bd. 2: 1640–1850, Cambridge 2006, S. 345–370; J. N. Myres, *Oxford Libraries in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*, in: Francis Wormald / C.E. Wright (Hg.), *The English Library before 1700. Studies in its History*, London 1958, S. 236–255; Albert Predeek, *Die englischen Bibliotheken seit der Reformation*, in: Georg Leyh (Hg.), *Handbuch der Bibliothekswissenschaft*, Bd. 3.2: *Geschichte der Bibliotheken*, Wiesbaden 21957, S. 628–774.

100 Judith Curthoys, *The Cardinal's College. Christ Church, Chapter and Verse*, London 2012, S. 141, 183.

101 Edmund Craster, *The History of All Souls College Library*, London 1971.

102 Alex Noel-Tod, *The Bodleian Library in the Eighteenth Century with Reference to Oxford College Libraries and the Radcliffe Library*, Aberystwyth 1980; Ian Philip, *The Bodleian Library in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*, Oxford 1983; Freshwater, 2006 (wie Anm. 99), S. 347.

103 Strickland Gibson, *Some Oxford Libraries*, Oxford 1914, S. 110: "Of the accumulate treasures in Oxford Libraries, treasures which are surpassed by those contained in but a few of the capital cities of Europe, this is not the place to speak at length."

104 C.P. Finlayson / S.M. Simpson, *The History of the Library 1710–1837*, in: Jean R. Guild / Alexander Law (Hg.), *Edinburgh University Library 1580–1980. A Collection of Historical Essays*, Edinburgh 1982, S. 55–66; Christine Shepherd, *The Inter-Relationship between the Library and Teaching in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*, in: Jean R. Guild / Alexander Law (Hg.), *Edinburgh University Library 1580–1980. A Collection of Historical Essays*, Edinburgh 1982, S. 67–86.

105 Zur Literaturlage siehe Anm. 13.

Gelehrte gab, die versuchten, ihre Bibliothek zu reorganisieren, die sich des bibliothekarischen *take-offs* der 1750er Jahre und der Bedürfnisse einer Universität nach der Organisation und Vermittlung von Wissen bewusst waren, denen aber die Universität oder der jeweilige Landesherr die nötige finanzielle Hilfe versagten. Ein Beispiel dafür, dass ein Gelehrter parallel zu Göttingen die Zeichen der Zeit erkannt hatte, bietet Johann Carl Dähnert, seit 1747 Professor für Wissenschaftsgeschichte und Bibliothekar an der Universität Greifswald. Er baute die dortige kleine Bibliothek von 5.000 Bänden, die er 1747 übernommen hatte, um das Vierfache aus, vor allem aber erschloss er sie in einem vorbildlichen Katalog, den er freilich mangels finanzieller Unterstützung durch die Universität auf eigene Kosten drucken ließ.¹⁰⁶ Wie entscheidend für eine Bibliothek die Förderung der Universität durch den jeweiligen Landesherrn war, belegt auch das Beispiel der Universität in Kiel, wobei sich hier die 1773 erfolgte Übertragung des holsteinischen Landesteils an Dänemark positiv auswirkte. Denn die Regierung in Kopenhagen, der leitende dänische Minister Andreas Peter Bernstorff und der Kurator Detlev Reventlou, kümmerten sich, ähnlich wie Münchhausen und Brandes in Göttingen, aktiv und direkt um die Belange der Bibliothek und förderten deren Ausbau zeitweise mit Sondermitteln.¹⁰⁷

Anders als bei Dähnert in Greifswald ist bei Kiel nicht auszuschließen, dass die Göttinger Bibliothek bereits eine gewisse Vorbildfunktion hat.¹⁰⁸ Wir wissen von anderen Universitäten, dass seit den 1770er Jahren bei Reformen Göttingen als Vergleichsfolie eine große Rolle spielte.¹⁰⁹ Wie sehr das Göttinger Modell auch als Konkurrenz und Ansporn wirken konnte, lässt sich besonders schön am Beispiel der Universität Jena zeigen. Vor der Gründung Göttingens war Jena die größte Universitätsbibliothek in Deutschland gewesen. Das lag nicht unwesentlich daran, dass die Bibliothek der Universität zugleich auch als Hofbibliothek für vier kleine sächsische

106 Siegfried Ulber, Johann Carl Dähnerts „Catalogus auctorum et Repertorium reale universalis“, in: Artur Bethke (Hg.), Johann Carl Dähnert (1719–1785). Bibliotheksgeschichtliche Beiträge anlässlich seines 200. Todestages, Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek 17, Greifswald 1986, S. 35–42.

107 Rudolf Bülck, Geschichte der Kieler Universitätsbibliothek, Eutin 1960, S. 75–80. 1792 umfasste die Bibliothek dann immerhin bereits 40.000 Bände.

108 Spätestens in einem Gutachten von 1791 wird ausdrücklich auf das Göttinger Vorbild Bezug genommen. Vgl. Friedrich Adolf Schmidt-Künsemüller, C.F. Cramer und die Kieler Universitätsbibliothek, in: Alfred Kamphausen (Hg.), Schleswig-Holstein und der Norden. Festschrift für Olaf Klose zum 65. Geburtstag, Neumünster 1968, S. 193–201, hier S. 198.

109 So zum Beispiel von der Universität Freiburg. Vgl. Peter Schmidt, Die Universität Freiburg i.Br. und ihre Bibliothek in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Schriften der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau 12, Freiburg 1987, S. 3 und 8. Vgl. generell auch Notker Hammerstein, Die deutsche Universitätslandschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert, in: Gerhard Müller / Klaus Ries / Paul Ziche (Hg.), Die Universität Jena. Tradition und Innovation um 1800, Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 2, Stuttgart 2001, S. 15; Gerrit Walther, Das Ideal: Göttingen. Ruf, Realität und Kritiker der *Georgia Augusta* um 1800, in: Gerhard Müller / Klaus Ries / Paul Ziche (Hg.), Die Universität Jena. Tradition und Innovation um 1800, Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 2, Stuttgart 2001, S. 33.

Fürstentümer fungierte. 1763 war die Bibliothek mit 50.000 Bänden, was den Bestand anging, für eine Universitätsbibliothek noch durchaus konkurrenzfähig, doch in den folgenden Jahrzehnten stagnierte die Entwicklung.¹¹⁰ Bereits 1785 gab es erste Überlegungen, wie man die Bibliothek wieder konkurrenzfähiger machen könnte, ohne die begrenzten Ressourcen des kleinen Sachsen-Weimar zu überdehnen. Fahrt nahm diese Idee indes erst auf, als sich 1801 der Geheime Rat von Goethe selbst einschaltete. So berichtete in diesem Jahr der neuberufene Jenaer Bibliothekar Johann Samuel Ersch dem Senat über eine Konferenz mit Goethe über Bibliotheksangelegenheiten. *Sie betraf vorzüglich eine virtuelle Vereinigung der öffentlichen Bibliotheken zu Jena und Weimar, vermittelt eines gemeinschaftlichen, durchaus alphabetisch geordneten, Catalogs, der [...] auf einmal übersehen läßt, was in diesen Bibliotheken vorhanden ist.*¹¹¹ Der springende Punkt dieser Idee einer virtuellen Vereinigung war dabei, dass auf diese Weise *unser Catalog einen solchen Umfang gewänne, daß er sich mit den Catalogen anderer Bibliotheken messen läßt.*¹¹² Und man kann vermuten, dass Goethe als Kenner und Nutzer der Göttinger Bibliothek genau diese im Blick hatte.¹¹³ Goethe engagierte sich in den folgenden Jahren auch intensiv für die Reorganisation der Universität Jena und ihrer Bibliothek, das Projekt des gemeinsamen Katalogs blieb freilich unvollendet und wurde 1824 ad acta gelegt.¹¹⁴

V. Conclusio

Selbst bei den in der Literatur so häufig geschmähten Universitätsbibliotheken kann man also bei genauerem Hinsehen gegen Ende des 18. Jahrhunderts Bewegung erkennen. Und richtet man den Blick über die Universitätsbibliotheken hinaus, so wird deutlich, dass man seit den 1750er Jahren, vor allem in Deutschland und Großbritannien, einen *take-off* großer öffentlicher Bibliotheken erkennen kann. Die Bibliothek der Göttinger Universität war mithin kein singuläres Ereignis, sondern Teil eines allgemeinen Trends. Freilich nahm sie bei diesem Trend eine besondere Stellung ein.

110 Othmar Feyl, Die neuzeitlichen Anfänge der Universitätsbibliothek Jena, in: Karl Bulling (Hg.), Geschichte der Universitätsbibliothek Jena 1549–1945, Weimar 1958, S. 141–224.

111 Karl Bulling / Georg Karpe, Die Universitätsbibliothek in der klassischen und nachklassischen Zeit 1800–1870, in: Karl Bulling (Hg.), Geschichte der Universitätsbibliothek Jena 1549–1945, Weimar 1958, S. 293–482, hier S. 307.

112 Bulling / Karpe, 1958 (wie Anm. 111), S. 308.

113 Helmut Rohlfing, „In der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet.“ Goethe und die Göttinger Bibliothek, in: Elmar Mittler / Elke Purpus / Georg Schwedt (Hg.), „Der gute Kopf leuchtet überall hervor.“ Goethe, Göttingen und die Wissenschaft, Göttingen 1999, S. 53–65.

114 Bulling / Karpe, 1958 (wie Anm. 111), S. 422ff. Zum Kontext vgl. Gerhard Müller, Perioden Goethescher Universitätspolitik, in: Gerhard Müller / Klaus Ries / Paul Ziche (Hg.), Die Universität Jena. Tradition und Innovation um 1800, Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 2, Stuttgart 2001, S. 135–153.

Und zwar dadurch, dass hier erstmals die Ressourcen eines Territoriums gezielt für den Aufbau einer großen Bibliothek an einer Universität und nicht am Hof selber eingesetzt wurden. Aus dieser Verbindung lassen sich auch die spezifischen Leistungen der Göttinger Universitätsbibliothek erklären: ihre gute Organisation, die sowohl die Benutzbarkeit des Bestandes durch die Gelehrten und Studenten vor Ort gewährleistete, als auch ihre wissenserschließenden Aktivitäten über die Kataloge vor Ort sowie die „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ und das Repertorium der Akademieschriften von Reuß. Damit ragte sie nicht nur unter den Universitätsbibliotheken ihrer Zeit hervor, sondern auch unter den anderen großen Bibliotheken, selbst wenn deren Bestände ansehnlicher waren als die in Göttingen. Diese Außenwirkung ihrer wissenserschließenden Aktivitäten nutzte die Göttinger Universität freilich auch gezielt, um das Bild einer Bibliothek zu vermitteln, deren rationaler und systematisch kalkulierter Bestandsaufbau in einmaliger Weise das relevante Wissen der Welt erschlossen hätte und gerade deswegen einen Schatz, eine Wissensbasis von nationaler Bedeutung darstellte.

Bei der Erfolgsgeschichte der Göttinger Bibliothek sollte man indessen nicht übersehen, dass es bis in die 1780er Jahre gedauert hatte, ehe es gelungen war, ein tragfähiges organisatorisches Konzept zu implementieren. Das Bild von der Bibliothek als der eine Weile am besten organisierten der Welt gilt im Grunde nur für die Jahrzehnte von 1780 bis 1820.

Nach dem Ende des kurzlebigen Königreichs Westfalen gelang es der Universität nicht mehr, an das alte Modell der Sonderfinanzierung, das bis 1806 die Grundlage für den Erfolg der Bibliothek gebildet hatte, anzuknüpfen. Mit der Reduktion der Bibliothek auf ihren regulären Etat ging die Blütezeit der Bibliothek allmählich zu Ende. Es fällt auf, dass der damalige Leiter der Bibliothek, Jeremias David Reuß, in den 1820er Jahren sehr genau beobachtete, wie andere, konkurrierende Bibliotheken agierten. Als die königliche Bibliothek in Berlin in London intensiv Bücher erwarb, ließ er sich von der Deutschen Kanzlei darüber genau Bericht erstatten.¹¹⁵ Und 1830 schrieb er an Franz von Reden, damals Gesandter Hannovers in Berlin: *Der Gedanke, und die Aussicht, daß die Königl. Bibliothek in Berlin die hiesige überflügeln möchte, macht mir oftmalen traurig-wehmütige Stunden.*¹¹⁶ Göttingen hatte einen Beitrag ersten Ranges zur Etablierung und Modernisierung großer Bibliotheken beigetragen. Jetzt rezipierten die großen Hofbibliotheken wie auch andere Universitätsbibliotheken dieses Beispiel für ihre eigene Modernisierung. Es sollte freilich nicht die königliche Bibliothek in Berlin sein, welche im 19. Jahrhundert die Göttinger Bibliothek

115 SUB Göttingen, 4 Cod Ms Philos. 169, Bd. 4, Bl. 132f., 188f. und 203f.

116 SUB Göttingen, 4 Cod Ms Philos. 169, Bd. 5, Bl. 93v.

als die in ihrer Art herausragende Einrichtung ablösen sollte, sondern die des *British Museums* in London.¹¹⁷

117 Zur Beziehung der Göttinger Bibliothek zur Bibliothek des British Museum vgl. Graham Jefcoate, „Not a Library for Research“. Antonio Panizzi und die Universitätsbibliothek Göttingen, in: *Bibliothek und Wissenschaft* 41 (2008), S. 45–55. Zur Geschichte der Bibliothek des British Museum im 19. Jahrhundert Harris, 1998 (wie Anm. 60); Edward Miller, *Prince of Librarians. The Life and Times of Antonio Panizzi of the British Museum*, London 1967.